Senta Wolfsburg.

Roman von Elsbeth Borchart.

(10. Fortsetzung.)

„Wollen Sie noch draußen bleiben, liebe Senta?“ wandte sich Fräulein Rupert jetzt an Senta. „Es ist ein köstlicher Abend, und ich leiste Ihnen gern Gesellschaft.

„Nein, danke, ich bin müde und möchte lieber schlafen gehen.“

„Nun, wie Sie wollen.“ Ein eigenthümlicher, beinahe sarkastischer Ton lag in ihrer Stimme.

Senta empfand ihn, ohne zu wissen, was er bedeutete; aber sie fühlte, daß ihre Abneigung gegen die Dame in diesem Augenblicke stärker war denn je. Sie wandte sich der Thür zu und Fräulein von Rupert folgte ihr kaltlächelnd.

Eine Woche später, an einem sonnenhellen Julimorgen, schlenderte Senta durch den Park. Die Unterrichtsstunde, die sie heute ausnahmsweise nur von 8—9 Uhr gehabt hatte, war vorüber und Fräulein von Rupert hatte sie beurlaubt, das heißt, sie hatte gesagt, daß sie wichtige Angelegenheiten zu ordnen und Briefe zu schreiben habe. Senta möge deshalb nach ihrem eigenen Geschmack den Vormittag zubringen.

Welchem Umstande sie solche Freiheit zu verdanken hatte, wußte sie nicht, aber sie freute sich darüber. Trotz aller Liebenswürdigkeit, die die Hausdame ihr erzeigte, konnte sie doch das bedrückende Gefühl des Beobachtetwerdens nie recht los werden. Ihrer offenen Natur war das geradezu zuwider. Heute fühlte sie sich zum erstenmal frei davon, und sie beschloß in echt jugendlichem Uebermuth, einen recht ausgiebigen Gebrauch von ihrer Freiheit zu machen und den Vormittag dazu zu benutzen, endlich einmal wieder auf die geliebten Berge zu klettern. Zwar hatte man ihr die einsamen Streifzüge außerhalb des Parkes untersagt, und sie erinnerte sich noch ganz genau jenes Mittagessens, wo Onkel Maximilian ihr auf Fräulein von Ruperts Anregung in kurzen Worten erklärte, daß er eine Wiederholung derselben nicht wünsche.

Heute war der Onkel jedoch schon früh ausgeritten auf sein Jagdschloß Rohrschach und wollte erst am Abend wieder zurück sein. Das Verbotene besitzt nun einmal einen besonderen Reiz, und hauptsächlich Naturen, die einen starken eigenen Willen haben, lehnen sich gegen dessen Beeinträchtigung gern auf. Es ergeht ihnen wie edlen Vollbluthengsten: sie können auch nicht in der Kandare gehen.

Senta wählte ohne Gewissensbisse den Weg, der zum Park hinaus an den Fluß des Fichtenberges führte, und von hier aus begann sie den Aufstieg auf schmalem Pfade. Er bot so viel des Schönen und Romantischen, daß sie in dem Genuß schwelgte. Bald ging es durch dunklen, duftenden Tannenwald, bald an hoher Felswand vorüber.

Sie mochte über eine Stunde gestiegen sein, als sie endlich Halt machte, um sich auszuruhen. Sie legte sich auf den weichen, moosigen Waldboden und verschränkte die Arme unter dem Kopf und träumte, lächelnde, verlockende Zukunftsbilder.

So schön dieses Träumen war, so machte sie ihm doch nach einer Weile ein Ende. Sie durfte sich nicht zu lange verweilen und das Heimgehen nicht vergessen.

Doch vergeblich suchte sie den Weg, den sie vorhin gekommen war. Sie hatte ihn vorhin verlassen, um sich ein gemüthliches Ruheplätzchen zu suchen, aber sie hätte nicht geglaubt, daß sie so weit von ihm abgekommen war. Sie ging kreuz und quer . . . nirgends zeigte sich ein Weg, nur Bäume, grüner Waldboden und dichtes Unterholz.

„Nun, das kann gut werden, finde ich den Weg nach der Wolfsburg nicht zurück,“ lachte sie. Allmählich aber verstummte ihr Lachen, ja, als sie eine halbe Stunde umhergeirrt war, ohne einen Weg zu finden, und der Wald nur immer dichter wurde, da sank ihr froher Muth ganz erheblich. Es war doch kein angenehmes Gefühl und kein beglückender Gedanke, vielleicht die Nacht hier zubringen zu müssen, während unten der Onkel sich um sie sorgte. Und wie sollte man sie hier finden, wenn man sie suchen ging?... Wer würde sie gerade hier an dieser Stelle suchen, wo Berg und Wald sich meilenweit erstrecken?

Sie raffte allen ihren Muth zusammen und ging beherzt weiter, immer der Richtung nach, wo sie die Wolfsburg liegen glaubte. Und schon zog ein Hoffnungsstrahl durch ihre Brust, als sie es plötzlich hell durch die Bäume schimmern sah. Beim Näherkommen jedoch zeigte sich der helle Streifen, den sie für einen Weg gehalten hatte, als ein ziemlich breiter, wild strömender Gebirgsbach. Das war ein unvorhergesehenes Hinderniß, das war ein mächtig gebietendes Halt. — Was thun? Die Schuhe und Strümpfe ausziehen und hindurchwaten? Davor schreckte sie nicht zurück, aber wie konnte sie wissen, ob drüben der richtige Weg war?

„Hallo — ho — hallo!“

Sie ließ ihre Stimme erschallen in der Hoffnung, daß doch vielleicht ein menschliches Wesen in der Nähe wäre. Aber soweit auch ihr Ruf drang, niemand antwortete ihr. Da lehnte sie sich muthlos und ermattet an einen Baum, und die Reue beschlich sie. Sie hätte doch dem Gebot Onkel Maximilians folgen und sich nicht so weit allein hinauswagen sollen. Das war nun die Strafe.

Eine bange halbe Stunde verfloß. In kurzen Zwischenräumen ließ sie immer wieder ihr Hallo erschallen, doch immer vergebens. Das Schlagen ihres Herzens, die bange, zitternde Angst machte einer tiefen Resignation Platz. Wo waren die stolzen Träume und Zukunftsbilder, die sie vorhin gesponnen hatte? Senta Wolfsburg sollte nie ein Stern am Himmel der Kunst werden, ihr junges Leben sollte früh enden.

„Hallo — ho — ho“ —

Wie ein Schmerzensschrei klang es.

„Ho — ho — ho“ —

Wie elektrisirt wandte Senta sich um. Ihr Ruf war von einer kräftigen Männerstimme beantwortet worden. Vor Freude außer sich, faltete sie die Hände, und noch einmal rief sie laut, um die Richtung anzugeben:

„Ho — ho, hier!“

Von jenseits des Baches schritt aus den Bäumen ein Mann hervor und Senta erschrak trotz ihrer Freude. Kein anderer als Onkel Maximilian war es, der sich schnellen Schrittes näherte. Er war im Jagdanzug und trug das Jagdgewehr über der Schulter.

Sich gerade von ihm hier bei dem Verlorenen ertappen und gerade von ihm Hilfe dafür zu begehren, kam ihrem Stolz schwer an.

Graf Wolfsburg mußte sie jetzt erkannt haben, er machte eine Bewegung des Staunens.

„Senta, Du bist's? Kind, wie kommst Du allein hierher?“ rief er hinüber.

„Ich verirrte mich, Onkel Maximilian — und — kann den Weg nicht zurückfinden,“ gestand sie ein wenig zögernd.

„Wo ist denn Fräulein von Rupert geblieben?“

„Fräulein von Rupert kam nicht mit.“

„Wie? Sie ließ Dich allein gehen?“

„Sie weiß nichts davon, daß ich hierberging.“

„Hm — so — Du sagtest es ihr nicht, weil Du wußtest, daß diese einsamen Streifereien gegen ihren und meinen Wunsch sind?“

Eine dunkle Röthe schoß in Sentas Wangen; sie senkte den Blick zu Boden und antwortete nicht.

„Und nun erwartest Du von mir,“ — fuhr er fort, „daß ich Dich zur Belohnung auf den rechten Weg führe?“

Jetzt sah sie schnell auf.

„Ja, Onkel Maximilian.“

Diese feste Zuversicht entlockte ihm ein Mäuspern.

„Der Weg nach der Wolfsburg führt nur diesseits des Baches — Du wirst Dich also wohl oder übel zu mir bemühen müssen.“

Seine Stimme hatte einen eigenen Klang; Senta wußte nicht, ob er im Ernst oder Scherz sprach.

„Durch den Bach?“ fragte sie.

„Freilich — es führt kein anderer Weg“ —

„Nach Küßnacht,“ fiel sie lachend ein. „Gut, ich werde kommen.“

Sie näherte sich bei diesen Worten dem Bach.

„Halt — mach keine Thorheiten, Kind. Der Bach ist viel zu tief und reißend für eine junge Dame.“

„Ja, aber — wie soll ich denn nach Hause kommen?“

„Warte — ich werde Dir helfen.“

Graf Wolfsburg nahm mit kurzem Entschluß sein Gewehr von der Schulter, lehnte es an einen Baum und stieg das Steingeröll hinab in den Bach. Das Wasser reichte ihm gerade bis an den Rand seiner hohen Jagdstiefel.

Senta beobachtete schweigend und mit Staunen diese Manipulation.

Jetzt hatte er das andere Ufer erreicht und stand neben ihr.

„So — thörichtes Kind — komm, ich trage Dich hinüber.“

„Du, Onkel Maximilian?“ fragte sie bebend.

„Gewiß — warum nicht? — Vertraust Du meiner Kraft so wenig oder glaubst Du, daß ich Dich nicht sicher hinüberbrächte?“

„O nein, nein — beides nicht.“

„Nun also“ —

Es durchzuckte sie seltsam, als er sie emporhob mit einer Leichtigkeit, als sei sie ein Kind, aber sie ließ es widerstandslos geschehen.

„Lege Deine Arme um meinen Hals — noch fester — so — das bietet für Dich und mich mehr Halt.“

Vorsichtig und langsam stieg er mit seiner Last in das Bett des Baches zurück, und ebenso vorsichtig, immer große Steine suchend, durchwatete er das Wasser, das in wildem Lauf hoch an ihm aufspritzte.

Senta ruhte zitternd an seiner Schulter, die Arme, seiner Weisung gemäß, um seinen Hals gelegt. Sein Kopf berührte zuweilen ihren Körper, und sie fühlte, wie schnell sein Athem ging. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen.

Endlich war das Ufer erreicht. Er stieg hinauf und setzte seine Last ab. Sein Gesicht war geröthet, und sein Athem ging noch immer heftig. Er nahm den Hut ab und trocknete sich den Schweiß.

„Ich war Dir eine schwere Last,“ sagte sie verlegen.

„Du?“ Er lachte und schüttelte den Kopf. „Ich könnte Dich meilenweit tragen, ohne eine Last zu spüren. — Nun folge mir, ich werde Dich den richtigen Weg nach der Wolfsburg führen.“

Er nahm sein Gewehr wieder über die Schulter, und so schritten sie eine Weile schweigend neben einander her.

„Gieb mir das Versprechen, Dich nicht wieder so weit allein hinauszuwagen, Senta“ — sagte er jetzt. „Diesmal hat Dich ein glücklicher Zufall in die Nähe meines Jagdgeländes geführt, aber Du könntest Dich einmal wirklich verirren, wo kein Mensch Dich wiederfindet. — Versprichst Du es mir?“

„Ja — zürnst Du mir?“

„Aber nein — nein — ich — halt, Kind, Du fällst.“

Er griff nach ihrem Arm und zog sie von dem Abgrund zurück, dessen Rand sie so nahe war, daß es nur eines Fehltritts bedurfte, um hinunter zu stürzen.

„Bleibe an meiner Seite und gieb mir Deinen Arm, so gehst Du sicherer.“

Der Weg wurde jetzt sehr schmal und steil und war von Steinen übersäet.

Er zog sie näher zu sich heran und führte sie sorgsam, damit sie auf den spitzen Steinen mit ihren feinen Stiefelchen nicht ausglitte.

„Hast Du Dich sehr geängstigt, als Du vorhin den Weg nicht mehr zurückfandest?“ fragte er nach kurzer Pause und beugte sich ein wenig zu ihr herab.

„Zuletzt wohl, als ich bereits eine Stunde lang vergebens umhergeirrt war.“

„Siehst Du?“

„Du meinst, das wäre die gerechte Strafe gewesen?“

Er zwinkerte mit den Augen.

„Verdient wäre sie schon.“

„Ach — Du bist grausam.“

„Wirklich?“ Er zog ihren Arm, der ihm entglitten war, wieder fester an sich.

„Ja — ganz gewiß, denn die Strafe war zu hart für das Vergehen. Ich wollte ja nur meine lieben Berge besuchen.“

„Du sollst nur nicht allein gehen, Senta.“

„Soll ich es denn Fräulein von Rupert oder Brigitte zumuthen, diese beschwerlichen Wege mit mir zu gehen?“

„Nein, nein, für die Dame wie für Brigitte mögen Deine Kletterpartien allerdings zu anstrengend sein. Wenn Du Dich jedoch — meiner Führung anvertrauen willst, so will ich Dich zu den schönsten Stellen führen.“ —

„Du wolltest, Onkel Maximilian?“ rief sie überrascht und erfreut dazwischen.

„Gewiß, wenn es Dir Freude macht.“

„Aber Du bist so beschäftigt, und wenn Du einmal Zeit hast, gehst Du auch viel lieber auf die Jagd.“

„So? Meinst Du?“ Er lachte hell auf. „Das käme auf den Versuch an. Wir werden einmal eine Zeit verabreden, ja?“

„Von Herzen gern.“ In ihren Augen leuchtete es.

Er blieb stehen und nahm ihre Hand aus seinem Arm.

„Hier trennen sich unsere Wege. Sieh da unten die Thürme der Wolfsburg. Du kannst den Weg nicht mehr verfehlen.“

„Du kommst nicht mit heim?“ fragte sie verwundert.

„Nein — ich — muß noch einmal hinauf. Adieu, Senta!“

Er zog den Hut und stieg, ohne sich noch einmal umzusehen, den Weg zurück.

Senta ging der Wolfsburg zu.

11. Kapitel.

„Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch,
Husch, husch! Piff, paff! Tra-ra!“

Ruth Degenhart stand am Gartenzaun des Pfarrgartens gelehnt und lauschte den Tönen, die aus dem nahen Walde herüberklangen.

Sie hatte den Kopf etwas vorgebeugt: auf ihren Wangen brannte eine dunkle Gluth, und in ihren Augen spiegelte sich eine selige Ahnung, ein frohes Erwarten wider.

Da — sie preßte die Hand auf das lautschlagende Herz — trat ein junger Mann in Jägerkleidung aus dem Dunkel des Waldes und jetzt — hatten seine scharfen Augen sie schon bemerkt? — schwenkte er den Hut mit lautem Juchzer ein paarmal durch die Luft.

Zum Zurückziehen war es zu spät. So ängstlich auch ihr Herz klopfte, Ruth Degenhart rührte sich nicht von der Stelle.

„Grüß Gott, Fräulein Ruth!“

Er rief es schon von weitem, während er seinen Schritt beschleunigte.

Er war groß und schlank gewachsen und verrieth in Haltung und Bewegungen den Offizier. Sein vornehm geschnittenes, jugendfrisches Gesicht zeigte ein Paar lachende, kecke Augen, eine feine, gerade Nase und ein Schnurrbärtchen über den frischen Lippen.

„Grüß Gott, Ruth!“ wiederholte er. „Das nenne ich Glück.“

Er reichte dem verlegen erröthenden Mädchen die Hand über den Zaun, die sie etwas zaghaft ergriff.

„Grüß Gott, Herr Graf!“

„Herr Graf? fragte er erstaunt und ergriff über den Zaun hinweg auch noch ihre andere Hand.

„Sagen Sie einmal, kennen Sie den tollen Hans Joachim, Ihren Spielkameraden, denn nicht mehr?“

Sie suchte vergebens, ihm ihre Hände zu entziehen.

„Die Zeit der Kindheitsspiele ist vorüber — wir sind groß geworden.“

„Aber mächtig, und schön dazu — wenigstens der eine Theil. Aber — hindert das, daß wir uns wie einst bei unseren Vornamen nennen? — Die kleine Ruth Degenhart war doch Hans Joachims Freundin noch vor zwei Jahren, ehe sie in Pension kam. Ist die Freundschaft jetzt vorbei? — Bitte, thun Sie nicht so fremd mit mir — nennen Sie mich wieder Hans Joachim.“

„Hans Joachim,“ sagte Ruth unter heißem Erröthen, „Sie sind doch immer derselbe“ — —

„Unverbesserlicher Taugenichts“, fiel er lachend ein. „Ja, sehen Sie, damit müssen Sie rechnen, Sie kennen mich doch seit langen zehn Jahren. Doch — wollen Sie mich wirklich noch länger hier draußen wie einen Bettler stehen lassen? Das war sonst nicht Sitte im Pfarrhause von Wolfsburg; selbst Bettlern öffnete sich das gastliche Thor.““

„Natürlich, natürlich, bitte, treten Sie nur ein — das heißt — meine Eltern sind mit Johannes“ —

Johannes ist hier?“ fragte er erfreut, öffnete ohne weiteres die Gartenpforte und trat ein.

„Ja,“ antwortete sie, „Johannes ist jetzt immer bei uns, da er hier Hilfsprediger geworden ist. Er wird sich sehr freuen, Sie wiederzusehen, doch sind er und die Eltern augenblicklich leider nicht zu Hause.“ —

„Aber das trifft sich ja herrlich — ich meine, daß Johannes in Wolfsburg ist. — Ich bleibe natürlich hier und warte bis er wiederkommt. Ich muß den lieben Jungen wiedersehen. — Halt — wo wollen Sie denn hin? Meinen Sie, ich wäre in den Pfarrgarten eingetreten, um für mich allein zu sitzen?“

„Ich will nur einmal sehen, ob — Johannes nicht vielleicht doch schon“ — —

„Er wird schon herauskommen, wenn er da ist. Bleiben Sie doch, Fräulein Ruth, leisten Sie mir ein wenig Gesellschaft. Wir haben uns ja volle zwei Jahre nicht gesehen und uns so viel zu erzählen. Setzen Sie sich hierher — bitte — bitte.“

Wer konnte diesen treuherzig blickenden Augen widerstehen?

Ruth Degenhart war ein frommes, keusches Kind, das von der weltlichen Liebe noch so unberührt war wie eine frisch erschlossene Blüthe vom Erdenstaub. Doch was war es, was ihr das Herz vorhin so stürmisch klopfen gemacht, als sie die bekannte Gestalt des jungen Grafen am Waldessaum gewahrte — was hatte ihr das Blut in die Wangen getrieben, als er vor ihr gestanden und ihr so warm und innig in's Auge geblickt hatte? Sie wußte es nicht und dachte über ihre Empfindungen auch jetzt nicht nach, aber — sie blieb und setzte sich neben ihn.

Hans Joachim brachte schon seit zehn Jahren seine Ferien jedesmal auf der Wolfsburg zu, und da es ihm an Altersgenossen fehlte, ging er ins Pastorhaus, mit dessen Kindern er sich anfreundete, obgleich Johannes vier Jahre älter und Ruth sechs Jahre jünger als er war. Das störte nicht, und so wurden alle Spiele zu dritt ausgeführt, bis Johannes auf die Universität kam. Von da ab waren Hans Joachim und Ruth auf sich allein angewiesen, und sie verkehrten miteinander wie zwei gute Kameraden. Dann wurde Hans Joachim Leutnant und erhielt nur einmal im Jahre Urlaub, den er stets bei seinem Oheim auf der Wolfsburg verbrachte. Als er das letzte Mal auf der Wolfsburg weilte, war Ruth in einer größeren Stadt in Pension, und somit hatten sie sich zwei Jahre nicht gesehen. Er hatte sie zuletzt als 16-jährigen Backfisch mit langem Hängezopf gesehen; als er jetzt der jungen Dame gegenüberstand, fielen ihm unwillkürlich Schillers Worte ein: „Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n sieht er die Jungfrau vor sich stehen.“

Er war ebensowohl von Ruths lieblicher Schönheit als von ihrem scheuen, mädchenhaften Wesen entzückt. Noch besser gefiel es ihm freilich, als im Laufe des Gesprächs ihr steifes, förmliches Wesen schwand und sie wieder die alte kindliche Ruth von einst wurde.

„Nun sagen Sie mir, Hans Joachim, woher Sie so unvermuthet kommen. Auf der Wolfsburg weiß man nichts von Ihrem beabsichtigten Besuch.“

„Ich komme direkt aus meiner Garnison“, antwortete er, während ihm der Schelm aus den Augen blitzte, „und befinde mich auf Urlaub. Auf der Wolfsburg soll's auch niemand wissen; ich will den Oheim überraschen. Weiß der Teufel — Verzeihung, Fräulein Ruth, dergleichen geziemt sich wohl nicht in einem Pastorsgarten — warum der Onkel mich diesmal nicht wie sonst zur Jagd auf die Wolfsburg geladen hat. Muß doch einmal sehen, was auf der Bude hier los ist. Kann mir nicht denken, daß ich auf einmal in Ungnade gefallen sein sollte, bin mir mit Ausnahme meines sträflichen Uebermuths keines Staatsverbrechens bewußt. Hahaha — sagen Sie, Ruth, haben Sie 'ne Ahnung?“

„Nicht die geringste.“

„Nun, wir werden es bald raus haben. — Apropos — was macht denn die kleine Jöhre?“

„Wen meinen Sie, Hans Joachim?“

„Nun, das Mädel, das der Onkel zu sich auf die Wolfsburg nehmen wollte. Er schrieb es mir, so ungefähr vor fünf Monaten. Haha, kann mir den Oheim gar nicht als Kindererzieher, das heißt als Mädchenerzieher denken, hat sich nie mit dergleichen abgegeben und fährt auch bei der geringsten Gelegenheit gleich mit seinem Donnerwetter rein. Ist nichts für Mädchen.“

„Hat Ihnen denn der Herr Graf seitdem noch nicht wieder geschrieben?“ fragte Ruth erstaunt.

„Keine Silbe, sag' ich Ihnen, er schweigt sich todt. War ja nie besonders für Briefeschreiben, aber das geht doch über die Hutschnur.“

„Nun, so hören Sie — die Sache verhält sich nämlich ganz anders“, lachte Ruth.

„Anders? So wäre aus der Geschichte nichts geworden?“

„Doch, doch, aber Senta ist gar kein Kind.“

„Kein Kind? Ja was denn? Ein Hund — ein Papagei?“

„Hahaha, Sie sind köstlich, Hans Joachim — Senta ist — eine erwachsene junge Dame, ein Jahr jünger als ich — also 17 Jahre alt.“

„Sie scherzen — der Onkel schrieb mir doch von einem Kinde.“

„Er hat es zuerst auch selbst vermuthet und war dann sehr überrascht.

„Das glaube ich schon. Doch, mein Himmel, man erkundigt sich doch vorher, wenn man mit den Verhältnissen seines eigenen Bruders so wenig vertraut gewesen ist.“

„Sie kennen ja die traurige Familiengeschichte und wissen, daß die Brüder ganz entzweit waren.“

„Allerdings — — was ist also diese Senta für ein Menschenkind?“

„Ein schönes, liebes Mädchen, meine liebste, beste Freundin.“

„Aha, darum ist der Freund wohl abgesetzt worden?“

„Aber Hans Joachim!“

„Nein, nicht? Ruth — — liebe Ruth!“ — — Er ergriff ihre Hand und preßte seine Lippen darauf.

„Da kommt Johannes!“

Ruth war mit einem Ruck aufgesprungen und eilte ihrem Bruder entgegen, der soeben den Weg vom Hause her heraufkam.

In der nächsten Minute schüttelten sich die ehemaligen Freunde herzhaft die Hand, und Johannes führte den Gast in die Laube zurück.

So saßen die drei noch eine Weile in launigem Gespräch. Ruths Wangen brannten, und um ihren Mund spielte zuweilen ein verträumtes Lächeln. Sie fühlte Hans Joachims Blicke, ob er nun mit Johannes oder mit ihr sprach, beständig auf sich ruhen, und in ihr Herz stahl sich etwas Frohes, himmelstürmend Glückliches.

Endlich erhob sich Hans Joachim.

„Wir werden uns nun öfter sehen; denn ich gedenke vier Wochen hier zu bleiben.“

„Vier Wochen?“ fragte der junge Pastor bestürzt.

„Meiner Treu, Du fragst das in einem Tone, als ob Du mich am liebsten ins Pfefferland wünschtest.“

Pastor Johannes wurde blaß, aber er lachte auf: „Das glaubst Du selber nicht, Hans Joachim.“ “

„Nein, gewiß nicht, dazu fehlt jeglicher Grund. Doch nun lebt wohl, grüßt mir Eure Eltern.“

Er schüttelte beiden die Hand, wobei noch einmal ein inniger Blick in Ruths Augen tauchte, und ging zur Pforte hinaus. Auf halbem Wege drehte er sich um und schwenkte seinen Hut grüßend zurück.

Die beiden Geschwister standen am Zaun und sahen ihm nach.

„Ruth.“

„Johannes.“

Sie sahen sich an, und in beider Augen schimmerte es seltsam. Keiner wußte, was in des anderen Seele vorging; sie lasen vielleicht nicht einmal in ihrer eigenen.

Doch mit einem Male reichten sie sich schweigend die Hände. Johannes zog die Schwester an sich, und einer hörte den Herzschlag des anderen.

„Nun geht er nach der Wolfsburg““, sagte Johannes, wie aus sich heraus.

Ruth nickte. Es wurde ihr beklommen und weh zu Muth. Sie hätte weinen mögen und wußte selbst nicht warum.

Hans Joachim eilte unterdes frohgemuth der Wolfsburg zu. Ihm hing der Himmel noch voller Geigen, und er hätte sie einzeln herunterholen mögen. Voll Kraft und Jugendmuth, Erbe eines großen Majorats, bisher niemals von ernstlichem Leid ergriffen und dabei aufgehend in seinem Beruf als Offizier, fehlte ihm eigentlich nichts zu seinem Glücke. Es stellte sich ihm sogar in den Weg, wie vorhin, als er Ruth Degenhart am Gartenzaun traf.

Ein frohes Liedchen trällernd, betrat er die Wolfsburg. Der alte Gottlieb schlug vor Ueberraschung die Hände über dem Kopf zusammen, als er den Junker Leutnant ankommen sah. Er wollte es sogleich seinem Herrn melden, doch Hans Joachim hielt ihn am Arm zurück.

„Ich will mich selbst anmelden, Gottlieb.“

Nach wenigen Minuten stand er in Onkel Maximilian's Zimmer.

„Bist Du es denn wirklich, alter Junge? Wo kommst Du auf einmal hereingeschneit?“ empfing ihn Graf Maximilian, indem er von seinem Stuhl aufsprang und dem Neffen mit ausgestreckten Händen entgegenging.

„Ja, Onkel, ich bin's, und wenn Du mich nicht hinauswirfst — ich hatte mir vorgenommen, Dir für einige Zeit Gesellschaft zu leisten.“

„Das ist ein gutes Vornehmen. Wie lange hast Du Urlaub?“

„Vier Wochen — juchhe! Verzeihe meinen Uebermuth, aber ich bin so froh, daß ich endlich wieder hier bin. Ich hielt es vor Sehnsucht gar nicht mehr im Regiment aus.“

„Vor Sehnsucht nach mir?“ lachte der Graf amüsirt auf. „Junge, Du flunkerst.“

Hans Joachim nahm den dargebotenen Stuhl und setzte sich neben seinen Oheim. „Jawohl, nach Dir und nach dem Wild, das ich erlegen möchte.“

„Ah so — Du hast Jagdgelüste; nun, die können befriedigt werden. Doch, höre,“ er hob drohend den Finger, „nimm mir kein edles Wild auf's Korn.“

„Sei ohne Sorge“, lachte Hans Joachim.

„Warum theiltest Du mir deinen Besuch eigentlich nicht vorher mit?“

„Ich wollte Dich überraschen, und dann — wußte ich nicht, ob ich Dir gelegen kam. Du hast gar nicht geschrieben., mich gar nicht wie sonst — eingeladen.“

„Du weißt, daß Du mir stets willkommen bist. Allerdings — daß ich Dich diesmal nicht auf die Wolfsburg lud, hat einen tieferen Grund.“

„Welchen?“

„Ich schrieb Dir, daß die Wolfsburg einen Zuwachs erhalten sollte durch meine Nichte. Sie ist bereits da.“

„Und was hat das mit meinem Hiersein zu thun?“

„Sehr viel! Meine Nichte ist kein Kind mehr, wie ich Dir irrthümlicherweise mittheilte.“

„Ich weiß es.“

„Woher?“

„Ich erfuhr er vorhin von Johannes und Ruth Degenhart, die im Garten standen, als ich vorüberging.“

„Dort kamst Du von dem Bahnhof aus vorüber?“

„Ja — ich — machte den kleinen Umweg, um — Dich nicht zu früh zu stören.“

„Ach so — Du bist sehr rücksichtsvoll. Aber sage, mein Junge, nun verstehst Du mein Schweigen, nicht wahr?“

„Nein, absolut nicht, Onkel Maximilian.“ Hans Joachim machte ein ganz erzdummes Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherwürmer.

Ein Pariser Arzt hat vor kurzem auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die aus der dauernden Beschäftigung mit alten Büchern sich ergeben. Er hat mit strenger Wissenschaftlichkeit nachgewiesen, daß solche alten Bände wahre Mikroben-Herde bilden, daß diese verderblichen Bestien den Bibliothekaren rücksichtslos zu Leibe gehen, und daß somit die Gefahren der Literatur weit größer seien, als harmlose Zeitgenossen vermuten.

Diese beunruhigende Mitteilung hat in Paris natürlich ein Heer von Reportern in Bewegung gesetzt, die von den menschlichen Bücherwürmern, den alten Gelehrten, alten Bibliothekaren und alten Buchhändlern, zu erfahren suchten, was sie von ihren Kollegen, den echten und gerechten Bücherwürmern, dächten, und was sie besonders von den Gefahren hielten, die der fortgesetzte Umgang mit den Mikroben für den Menschen hätte. Die Pariser Zeitung L'Eclair erzählt zunächst, was Herr Marchal von der Nationalbibliothek gesagt hat. Er ist seit zweiunddvierzig Jahren im Amte, sitzt Tag für Tag unter Büchern vergraben und muß daher mit den Mikroben auf sehr vertrautem Fuße stehen. Nach der Theorie müßte er schon gestorben sein; in Wahrheit geht es ihm ganz ausgezeichnet. Er sagte:

„Natürlich haen die Aerzte recht. Aber ich in kein Arzt und habe nichts als ein wenig praktische Erfahrung für mich, und die sagt: „mit allem Respekt vor den Herren Medizinern, aber ich habe noch keinen Menschen an einem Buche sterben gesehen. . .“

Auch einer der alten Bouquinistes, der von einem Reporter befragt wurde, erklärte die Bücher-Mikroben für ungefährlich. Er wie alle seine Kollegen hätten von irgendeiner Beschwerde nie etwas gemerkt, solange das Geschäft gut gegangen wäre. Wenn freilich kein Mensch alte Bücher mehr kaufe, dann könnten die Mikroben den Antiquaren bedenklich erscheinen; aber auch dann zeige sich die Krankheit weit eher im Portemonnaie als im Magen. . . .

„Aber einen Mikroben gibt es allerdings“, so schloß der alte Praktikus, „der den Büchern und den Lesern gefährlich wird: das ist der schlechte Schriftsteller.“

Aus dem Aufsatzheft der kleinen Paula: „Als Maria Theresia starb, war sie weder jung noch alt. — Durch Amerika geht die Partizipbahn. — Einen Augenblick, bevor ihn die feindliche Kugel traf, plauderte der tote Kamerad noch mit seinem Kameraden.

* * *

Ein englischer Dichter will das Leben John D. Rockefellers dramatisch verarbeiten. Es dürfte nicht schwer fallen, es so zu inszenieren, daß es wie ein „geölter“ Blitz über die Bühne geht.